



Stell dir vor, du wachst eines Morgens auf und dein ganzes Dorf ist von Sand bedeckt – tonnenweise. Was wie das Ende einer Sandsturm-Szene in einem Film klingen mag, ist in Limony, einem kleinen Dorf in der Ardèche, zur Realität geworden. Nach einer beispiellosen Überschwemmung letzte Woche kämpfen die Bewohner jetzt nicht nur gegen Wasserschäden, sondern auch gegen eine neue, ebenso unerwartete Last: Sand, so weit das Auge reicht.

Vom Wasser ertränkt, vom Sand begraben

Die Unwetter in der Ardèche haben Spuren hinterlassen, wie man sie sich in einem südfranzösischen Dorf kaum vorstellen kann. Die heftigen Regenfälle ließen Flüsse über die Ufer treten, und das Wasser brachte alles mit sich, was es auf seinem Weg finden konnte – einschließlich gigantischer Mengen Sand. Limony, eines der am schwersten getroffenen Dörfer, hat nun ein Problem, das so banal und zugleich schwerwiegend ist, dass es fast grotesk wirkt: Der Regen ist längst weg, aber die Bewohner sind unter Bergen von Sand gefangen.

Einer der Bewohner, Philip Leynaud, steht wie viele andere vor einem riesigen Problem. Er hat, wie die meisten seiner Nachbarn, nicht die spezielle Gartenversicherung, die in Frankreich oft optional ist – und jetzt bleibt er auf den Kosten für den Abtransport des Sands sitzen. Eine Gartenversicherung? Klingt verrückt, aber diese Option hätten hier viele jetzt dringend gebraucht. Es sind jedoch nicht nur Gärten, die betroffen sind: Ein Ehepaar, das es besonders hart getroffen hat, fand ihren Pool buchstäblich unter Sand begraben. Zum Glück half ein Nachbar mit einem geliehenen Bagger, den Sand wenigstens teilweise zu entfernen – eine solidarische Geste, aber eben auch keine dauerhafte Lösung.

Selbsthilfe und Solidarität – wo bleibt der Staat?

Limony war schon vor den Überschwemmungen ein ruhiges Dorf, in dem jeder jeden kennt. Doch nach dem Katastrophenfall rückt die Dorfgemeinschaft noch enger zusammen. Ohne die Hilfe von außen müssen die Menschen hier jetzt vor allem aufeinander zählen. Philip Leynaud und seine Nachbarn haben es geschafft, nach Tagen des Kämpfens eine wichtige Etappe zu erreichen: Der Bürgermeister Richard Molina stellte ihnen das alte städtische Stadion als Ablageplatz für den Sand zur Verfügung. Aber die Arbeit hört hier keineswegs auf. Den Sand dorthin zu schaffen, erfordert immense Anstrengungen – und dafür braucht es Maschinen und Leute.

Doch die Geduld der Bewohner wird auf die Probe gestellt. Sie fühlen sich im Stich gelassen.



Wo ist der Staat, wenn man ihn braucht? Das fragen sich viele. Es reicht nicht, dass der Bürgermeister sein Bestes gibt – jetzt muss die Regierung reagieren. Richard Molina hat bereits angekündigt, einen Solidaritätsfonds ins Leben zu rufen, um die am schlimmsten betroffenen Familien zu unterstützen. Doch ob das genug sein wird?

Der nächste Schritt: ein kollektiver Aufschrei

In Limony wächst der Unmut. Nicht nur, weil die Sandschichten das Leben der Menschen lahmlegen, sondern auch, weil viele das Gefühl haben, dass die Regierung sie im Regen – oder besser: im Sand – stehen lässt. Daher planen die Bewohner, sich zu organisieren. Ein Kollektiv soll gegründet werden, das auf die Dringlichkeit ihrer Lage aufmerksam macht und zusätzliche staatliche Unterstützung fordert. Dass so etwas nötig ist, zeigt, wie allein sich die Menschen hier fühlen.

Natürlich ist Solidarität unter Nachbarn ein starkes Zeichen. Aber reicht das wirklich? Was nützt all die Hilfe, wenn die Infrastruktur nicht da ist, um eine Katastrophe dieser Art zu bewältigen? Dies wirft die Frage auf, wie gut Gemeinden wie Limony auf extreme Wetterereignisse vorbereitet sind – oder vielmehr, wie schlecht sie es sind. Denn seien wir ehrlich: Solche Ereignisse werden häufiger.

Ein Zeichen des Klimawandels?

Die Katastrophe in Limony ist vielleicht ein Einzelfall in ihrer Dramatik, aber sie steht doch symptomatisch für ein viel größeres Problem: die zunehmende Intensität von Wetterextremen. Überschwemmungen, Dürren, Stürme – all das passiert nicht mehr nur in entfernten Ecken der Welt. Es passiert hier, vor unserer Haustür. Und was tun wir, um uns darauf vorzubereiten?

Was in Limony passiert ist, kann genauso gut andernorts geschehen. Die Natur zeigt uns immer wieder ihre unbändige Kraft, doch wie sehr helfen wir uns selbst, wenn wir nicht die richtigen Vorsorgemaßnahmen treffen? Liegt es nicht an der Zeit, dass nicht nur Limony, sondern das gesamte Land – oder besser: die gesamte Welt – einen Gang höher schaltet, wenn es um Klimaschutz und Anpassung geht?

Der Kampf um den Wiederaufbau

Limony steht vor einer großen Herausforderung, doch es ist auch ein Zeichen der Resilienz.



Die Dorfbewohner geben nicht auf. Sie kämpfen weiter, Schaufel um Schaufel, mit vereinten Kräften. Doch während sie den Sand wegräumen, stellen sie sich die Frage: Wie lange noch, bis die nächste Katastrophe kommt? Wird der Staat ihnen dann besser zur Seite stehen?

Die Menschen in Limony haben gezeigt, dass Solidarität und Gemeinschaft Berge versetzen können – oder zumindest tonnenweise Sand. Aber auf lange Sicht brauchen sie mehr. Was es jetzt braucht, ist ein starkes Zeichen der Politik, dass sie nicht allein im Kampf gegen die Folgen des Klimawandels stehen. Denn wenn uns eines klar geworden ist: Der nächste Sturm wird kommen.